

# *Selbstbestätigung durch Absonderung: der Norden und der Süden, Urteil und Vorteil im Lichte der Moralischen Wochenschriften*

ARTURO PARADA  
Universidad Europea de Madrid

## **Einleitung**

Um 1745 läßt sich in dem v. a. protestantischen Teil Deutschlands ein Wandel feststellen, von dem praktisch kein Bereich ausgeschlossen bleibt, wenn auch die politischen Strukturen hartnäckig in ihrer Unbeweglichkeit zu verbleiben trachten.

Dieser Wandel läßt sich —die Distanzierung vom strikten Vernunftschema, die um die gleiche Zeit einsetzt, nun außer Acht gelassen— an einigen Stichwörtern festmachen:

- Säkularisierungsschub
- Ende des Kammeralsystems und angehende Etablierung eines weitgehend liberalisierten ökonomischen Marktes
- Machteinbuße von Zünften und Gremien
- Professionalisierung bzw. Funktionalisierung gemäß einem ursprünglich z. T. religiös inspirierten Berufsethos
- Sozialplatzierungskämpfe in neu zu definierenden, weil ihrerseits neu gestalteten partiellen Sozialsystemen
- Versuch, die offensichtliche Fragmentierung in ein begreifliches Ganzes zu integrieren
- Versuch, zu Definitionen zu gelangen, die zur Konsolidierung eines Nationalbewußtseins, das wiederum als individuelles Identifikationsmuster zu dienen hätte, beitragen können

Diese im Prinzip intradeutschen Geschehen in einen gesamteuropäischen Kontext zu stellen, gestaltet sich nun zu einem neuen und zugleich permanenten Anliegen.

Der in der Neuzeit große Rahmen, innerhalb dessen sich das Zusammenspiel der Kulturen bewegt, wird aus dem durch Anbruch der Modernität neu zu analysierendem Wechselspiel zwischen Selbst- und Fremdentitäten, und zwar sowohl im Mikrorelationsbereich (Familie oder Individuum) wie auch in den größten natürlich schwerer zu fassenden und daher auch zu beschreibenden Dimensionen — z. B. zwischen Nationen oder religiösen Glaubenssätzen — gebildet.

Das frühe 18. Jh. ist vielleicht das ausgeprägteste Moment in der Geschichte des modernen Abendlandes, in dem eine deutliche Linie oder Grenzscheidung gezogen wird zwischen dem Irrationalen-Triebhaften-Illusorischen-Unangepaßten-Unvernünftigen-Sinnlichen-Weiblichen-Künstlerischen usf. einerseits und dem Sachlichen-Logischen-Disziplinierten-Bewußten-Selbstbeherrschten-Männlichen-Pragmatischen-Eingegliederten usf. andererseits.

Das Stichwort der Zeit — «Ratio» —, das v. a. im ökonomischen Bereich zur Geltung kommt, insofern sich ein insgesamt lebensfeindlicher Funktionalisierungsschub Dominanz erzwingt, der einer nüchtern pragmatischen Lebensauffassung das Wort redet, während im philosophisch-politischen Terrain des öfteren ein *Umkehrungsversuch*, d. h. eine Funktionalisierung der wissenschaftlichen Macht durch Idealisierung unternommen wird, prägt als komplementäre Opposition den der Modernität entsprechenden Begriff der *Ent-Zauber-ung*.

Dieser aus Zwischenstufen, Schattierungen usw. geformte *Multilismus* — hier vorgeschlagene Wortschöpfung, um die Versuchung des 'Dualismus' zu meiden — läßt sich methodologisch sehr schwer in Arbeitsbegriffen fassen, da die Gefahr einer eben zu vermeidenden Vereinfachung sehr groß ist. Es wird ja auch schnell deutlich, daß erstens in diesem relativen Frühstadium europäischer moderner Kultur- und Bewußtseinsgeschichte Definition gerne durch Exklusion oder Absonderung betrieben wird, so daß sich Bestimmungen welcher Art auch immer partiell an ihrem Gegenteil zu messen haben, und daß zweitens alle System- und Lebenserscheinungen tatsächlich einen zunehmend komplexen Charakter aufweisen.

Indem sie als Versuchsfeld der tastenden Begrifflichkeiten fungierten, haben die deutschsprachigen *Moralischen Wochenschriften* zur Selbstdefinition und -bespiegelung als auch zur stärkenden Affirmation des deutschen Bürgertums nicht wenig beigetragen. Es war Vorsicht geboten, und nicht nur weil es darum ging, (konzeptionelle) Entwürfe und neue Anschauungen zuerst — von ihrer Durchsetzbarkeit abgesehen — auf ihre Stüchhaltigkeit an sich zu prüfen und dem Publikum zu offerieren, sondern auch, weil der sozio-politische Kontext mit den Modernisierungsimpulsen v. a. Englands nicht hatte Schritt halten können. Die Ambivalenz der Tonlage — kritisch/unterwürfig, partizipativ/resigniert usw. —, die in den Wochenschriften deutlich wird, resultiert aus dem 'Import' einer fremden wichtigen, gewisse Voraussetzungen benötigenden 'Ware' in ein

politisch-religiös unwägbares Terrain — der Dezipiertheit, mit der manche Wochenschriften marktstrategisch auf die Bedürfnisse des Publikums eingehen, tut dies kein Abbruch.

Für die neuen Sozialplatzierungskämpfe waren die *Moralischen Wochenschriften* mehr Tümmel- denn Schlachtfeld, auf dem die seit Anbruch der Modernität sich fortsetzende und verstärkende soziale Spaltung sicher nicht bereinigt, sondern vielmehr fortgetrieben wurde, denn auch die neue nach Anerkennung und Macht strebende Bürgerschicht definierte sich zuerst vornehmlich durch Absonderung: nach unten vom Pöbel, nach oben vom selbstgefälligen 'nichts-nützigen' Adel.

Das gleiche Geschick — Definition durch Absonderung — widerfuhr nun auch als Ganzes dem katholischen südlichen Teil Europas, und hier traten religiös- 'magische' Elemente in den Vordergrund, welche erst im 'Gebrauch' seitens der verschiedenen Parteien — Verleger, Schriftsteller, Publikum — ihren eigentlichen 'Wert' als 'Ware' erhielten, also erst dann im deutschsprachigen sozialen Zusammenhang aktualisiert wurden<sup>1</sup>.

Dieses hier kurz zusammengefaßte Netz von Relationen bietet nun die Möglichkeit, Rückschlüsse auf die Rezeptionsbedingungen und die Verarbeitung fremdländischer Kultur in Deutschland zu ziehen, als auch erste Schritte in Richtung einer gesamteuropäischen Kulturforschung der Neuzeit, der Süden Europas inbegriffen, zu unternehmen.

---

<sup>1</sup> Zu den 'zwei literarischen Kulturen' in Deutschland, dem Sieg nicht nur der protestantischen Literatur, sondern der protestantischen Bildungsidee überhaupt gegenüber der volkstümlicheren und volkssprachlichen Literatur des katholischen Deutschland vgl. Breuer, Dieter: *Deutsche Nationalliteratur und katholischer Kulturkreis*, in: Garber, Klaus (Hg.): *Nation und Literatur im Europa der Frühen Neuzeit* (Akten des I. Internationalen Osnabrücker Kongresses zur Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit), Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1989, S. 701-715. Breuer behandelt somit ein für die deutsche Kulturlandschaft und für die Rezeption besonders spanischer Literatur grundlegendes Problem. Zusammenfassend schreibt Breuer: Von «Rückständigkeit», «geistiger Borniertheit» (Goethe), ja «unglaublicher Dummheit» (F. Nicolai) der katholischen Autoren im frühneuzeitlichen Deutschland zu sprechen, wie es nach 1750 bei den Aufklärern im Schutze bzw. im Banne der siegreichen preußischen Vormacht üblich wurde, besteht jedenfalls kein Anlaß, auch nicht wegen ihres wohlbegründeten Desinteresses am poetologischen Diskurs« (S. 714). Natürlich formuliert hier Breuer überspitzt (zu denken etwa an die Calderón-Rezeption Goethes). Vgl. auch: Körner, Elisabeth: *Das Renaissancebild der Aufklärung*, in: Toellner, Richard (Hg.): *Aufklärung und Humanismus*, Verlag Lambert Schneider, Heidelberg 1980, S. 23-33. Der Student Joachim Heinrich Campe hörte im Sommersemester 1766 im Collegium Carolinum in Braunschweig eine Vorlesung über Kirchengeschichte, in der auch über Päpste und deren «schreckliche Ausschreitungen und liederliches Leben» wie auch über die Ketzerbewegung und ihre grausame Ausrottung berichtet wurde. Vgl. Schmitt, Hanno: *Philantropismus und Volksaufklärung im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts*, in: Vierhaus, Rudolf (Hg.): *Das Volk als Objekt obrigkeitlichen Handelns*, Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1992, S. 171-195.

1762 erscheint in den *Hannoverischen Beyträgen* ein Bericht *Von dem Handel der Spanier nach Westindien, und von dem Schleichhandel anderer europäischer Völker*<sup>2</sup>. Nachdem kurz auf die «Fehler der politischen Verwaltung» eingegangen wird, «durch welche die unsäglichsten Summen von den Zeiten der Entdeckung von Indien an, bis auf den heutigen Tag in auswärtigen Kriegen verschwendet worden, anstatt daß sie zum Nutzen des Reichs hätten sollen angewendet werden» (Sp. 1487), heißt es doch, Spaniens Armut sei auch durch den unzulässigen Wettbewerb der Engländer und Holländer —«welche als ein Volk beschrieben sind, das allzeit munter, aufmerksam und nicht zu eckelhaft in der Wahl seiner Mittel ist» (Sp. 1483)—, und dadurch «daß alle handelnde Nationen bey der Nachlässigkeit der Spanier einen großen Antheil an den Schätzen von Indien nehmen können, wenn sie nur wollen» (Sp. 1488) verursacht. Da es den spanischen Kaufleuten an Barem fehle, betrieben außerdem Franzosen, Engländer und Holländer «gegen eine kleine Erkenntlichkeit» (Sp. 1489) Handel unter dem Namen spanischer Kaufleute, die, «was die Handlung nach Westindien betrifft, keine eigentlichen Kaufleute, sondern nur Factoren der Auswärtigen» seien (Sp. 1489). Daß sich also die spanische Krone jetzt dazu entschlossen habe «Küstenbewahrer» einzuführen, dies sei nur recht und billig, wie ja auch, daß sechzehn spanische Kaufleute, die auf «Schleichhändlerschiffen» (*Interlogers*) unerlaubten Handel trieben, «ohne Barmherzigkeit gehenket» worden seien: «In so weit war dieses nicht unrecht gethan, denn ausser dem König von Spanien, thaten diese Schleichhändler auch den redlichen Kaufleuten ihrer eigenen Nationen den größten Schaden, durch den heimlichen Handel, den sie trieben» (Sp. 1484).

Dieser Bericht, der eindeutig von einem Gefühl des Abseitsstehens durchdrungen ist, macht die erbitterten Kämpfe der europäischen Nationen um die Kontrolle des Seehandels in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts deutlich, und das definitiv angeschlagene Spanien kommt hier im Vergleich zu England und den Niederlanden, von denen ja wirklich machtökonomische Gefahr ausging, noch verhältnismäßig gut davon.

Ganz anders aber wenn vom religiös-geistigen Bereich die Rede ist. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gestaltet sich die Inquisition zu einem der beliebtesten Themen in den deutschen Wochenschriften, womit ein wenig Morbides-Schauerhaft-Prickelndes in die bürgerlichen Stuben eindringt. In den *Mannigfaltigkeiten* von 1772, 3. Jahrgang, schildert O. den inquisitorischen Prozeß im Detail, beschreibt er Versammlungsort, Ausschmückung und Sitzordnung:

Nachdem nun der Prozeß wider die Gefangenen eingeleitet und geendigt worden, so werden sie entweder gestraft, oder unter gewissen Bedingungen auf freyen Fuß gesetzt. Das letztere geschieht selten, und die Strafen werden mit aller unter den

<sup>2</sup> *Hannoverische Beyträge*, 1762, 4. T.

Barbaren üblichen Grausamkeit vollzogen. Gewöhnlicher Weise verbrennt man die Ueberführten lebendig, oder schmiedet sie auf die Galeeren. (S. 776)

Nachdem das Bild des Grauens ausgemalt worden ist, traut sich nun O., der seine Informationen aus den schon veröffentlichten Briefen des Herrn Klarkes bezieht<sup>3</sup>, zu prophezeien: «Dieses grausame Tribunal scheint nunmehr seinem Untergang nahe zu seyn» (S. 777). Diese optimistische Vorhersage, die ein aufgeklärtes Zeitalter auch für Spanien nahen sieht, nährt sich nun aus folgendem zu berichtenden Ereignis:

Ein Jude ward mit seiner Frau und Tochter zum Scheiterhaufen verurtheilt. Indem der Vater und die Mutter noch brannten, nahm man dem Kinde, einem Mädchen, die Fesseln ab, und die Mönche versammelten sich um dasselbe her, in der Absicht, es durch ihre Beredsamkeit und die Vorstellung des ihm bevorstehenden Todes zur Abschwörung der jüdischen Religion zu bewegen. Es schien ihren Reden eine Zeitlang mit Aufmerksamkeit zuzuhören: aber vielleicht nur um die Abscheulichkeit der ihm gethanen Zumuthung sich desto lebhafter vorzustellen. Was geschah? Dieses Mädchen, von einem bewunderungswürdigen Heldenmuth beseelt, sprang mit einem plötzlichen Schwung ins Feuer und beschloß ruhmvoll ihr junges Leben. (S. 777)

Der Chronist — sei es O., sei es Klarke — kümmert sich offensichtlich wenig darum, ob es dem Leser suspekt werden könnte, daß ja die Geschichte um die Standhaftigkeit des jüdischen Mädchens den alten katholischen Märtyrergeschichten doch sehr ähnelt. Ganz im Gegenteil läßt er am Ende dieses knappen Berichts, in dem Spanien eine zunehmend sekundäre Rolle spielt, eine weitere Schauergeschichte um die Inquisition folgen.

Eine ganz ähnliche Struktur der Anekdote — nun mit einem starken ‘magischen’ Element — läßt sich in der *Bunzlauischen Monatsschrift zum Nutzen und Vergnügen*, 3. Stück, März 1776 finden. Der vermeintliche Brief aus Lissabon «von einem protestantischen Kaufmann aus Deutschland, welcher sich daselbst etablirt hat» (S. 118), ist in seinem der Zeit entsprechenden katholik-feindlichen Protestantismus so auffallend klischeehaft und Zweckbezogen, daß er eine nähere Betrachtung verdient.

Nur der ‘wahre’ Glauben bewahrt den Protestanten davor, samt seiner Familie in dem das Jahrhundert — und den Fortschrittsglauben — erschütternden Erdbeben von Lissabon umzukommen — ein protestantisches Wunder, «eine besondre Probe der Aufsicht Gottes über die Seinen bey solchem Unglück in sich fasset» (S. 188). Als das Erdbeben anfang, befand sich der Kaufmann allein in seiner Kammer «und las eine Predigt» (S. 188): «Die Angst meines Herzens war groß; doch hatte ich mich dem Willen Gottes völlig erge-

---

<sup>3</sup> Es handelt sich um: Clarke, Eduard: *Briefe von dem gegenwärtigen Zustande des Königreichs Spanien geschrieben zu Madrid in den Jahren 1760 und 1761*, Lemgo 1765.

ben, und beschlossen, lieber bey meiner Frau und kleinen Kindern zu sterben, als zu fliehen» (S. 119). Die Figur ist also auf den protestantischen nordeuropäischen Leser der Zeit zugeschnitten: fromm, tugendhaft, ergeben und dabei doch entschlossen und nüchtern. Die Identifikation mit der Figur wird ja auch durch die Briefform sehr begünstigt, da es sich um etwas nicht Fiktives, sondern um einen Tatsachenbericht aus erster Hand handelt. Unmerklich wird nun das Wunder-Motiv übernommen:

Wir gingen mit Gott getroßt und beherzt über verfallene Häuser, todte und bleibte Menschen weg, und hatten durch Gottes sonderbare Gnaden das Glück, ohne den geringsten Schaden und Verletzung auf den großen Platz, die Rocio genannt, zu kommen. (S. 199)

Das Erdbeben war aber nicht das Schlimmste, sondern daß — und nun tritt das mediterrane Element hinzu:

Ein jeder lief mit seinem Heiligen herum, und hierdurch wurden wir in noch größere Angst und Schrecken gesetzt, als wir ausgestanden hatten. Wir sollten diese Heiligenbilder mit küssen, wollten wir nicht vom Pöbel gesteiniget und getödtet werden. (S. 120)

Die Familie, die in Portugal —das ist wohl diesem Bericht nach zu vermuten— auf religiöse Exklusivität und Absonderung baute, findet durch einen gemeinsamen Gott und ein 'merkantilistisches' Erkennungszeichen zur Heimat wieder:

Wir danken Gott, daß er uns noch das Leben gelassen, damit wir seinen heiligen Namen preisen, und auch andere dazu mit auffordern können: Gebt unserm Gott die Ehre! Wir haben alles verloren. Das einzige, so wir von unsern Effekten gerettet, sind unsre Handlungsbücher. (S. 121)

Nicht nur Max Webers Untersuchungen über die Beziehungen zwischen Protestantismus und Kapitalismus finden in diesen kurzen Zeilen Bestätigung, sondern auch die Religionskämpfe des 16. und 17. Jahrhunderts scheinen durch diese harte Trennlinie, die hier zwischen den Religionen gezogen wird, nochmals aufzuleben. Im Fazit des briefschreibenden ehrfürchtigen Familienvaters schimmert das protestantische „Traue dem Menschen nicht“ und —als Drohgebärde— auch die Hölle durch:

Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut im Himmel und auf Erden; und selbst die Pforten der Höllen sollen diese Gebäude nicht überwältigen. (S.121)

Der narrative Erzählstil dieser Geschichten, die Inkongruenz der Erzählung, der Widerspruch sogar zu den protestantischen Glaubenssätzen, die sich nun plötzlich miraculös-katholisch gefärbt geben, machen deutlich, daß es hier im gan-

zen weder um Spanien oder Portugal noch um Katholizismus oder Protestantismus geht, sondern vorwiegend um Absatzstrategien, die auf Unterhaltung setzen. In der Vorrede, welche der Herausgeber der *Bunzlauischen Monatsschrift* 1766 seinem 3. Jahrgang vorausschickt, kommt dies eindeutig zum Ausdruck:

Vielen ist alles, was nicht Geschichte und Erzählungen enthält kaum des Ansehens werth. Sie wünschen nur Historien zu lesen, und je unbedeutender oft die Geschichtgen sind, desto lieber scheinen sie ihnen zu sein. Mancher Leser klagt gleich über Trockenheit des Vortrages, und über Sachen, die für ihn zu hoch und also nach seiner Meinung auch unnütze sind, wenn er nur das geringste Nachdenken beim Lesen anwenden soll.

Die strenge Scheidung, die zwischen Inquisition als solcher —als Systemelement— und Spanien und der spanischen Bevölkerung vorgenommen wird, kommt ganz deutlich in einer späteren Chronik, die sich mit dem gleichen Gegenstand befaßt, zum Vorschein: im *Historisch-Politischen Magazin*, 1789, 6. Band, S. 633-638, werden *Einige Nachrichten von der spanischen Inquisition* mitgeteilt, unter anderem:

Die Spanier des jetzigen Zeitalters sind weit von jener kaltblütigen Grausamkeit entfernt, welche das Herz den Mitleiden verschleußt, und es steht ihnen frey, die unglücklichen Schlachtopfer zu bedauern, welche unter der Strenge des heiligen Officium leiden.

[...]

Der berühmte Don Pablo Olavide, dieser wohlthätige Bevölkterer der Sierra Morena, ward ein wiewohl nicht blutendes Opfer dieses abscheulichen Gerichts. Möchte er doch das letzte seyn! Möchte es doch wahr seyn, was neulich in öffentlichen Blättern gemeldet ward, daß der König Willens sey, dieß verfluchte Gericht, diese Brut der Hölle völlig abzuschaffen. (S. 638)

Während man aber mit dem Finger nach Spanien zeigt, wird weiterhin soziale Spaltung betrieben, welche sich in der schon traditionellen Verachtung des Pöbels ausdrückt. Der Rezensent der *Neueren Staatskunde von Spanien* fragt sich:

Was der Verfasser von dem dummen Aberglauben des gemeinen Volks in Spanien sagt, mag völlig gegründet seyn. Aber wo ist der Pöbel aufgeklärt? Es gibt nur Stufen der Blindheit unter demselben.<sup>4</sup>

Die schärfsten Töne, die sich z. B. in der Rezension von *Don Pedro Rodríguez Campomanes Abhandlung von der Unterstützung der gemeinen Industrie in Spanien*, auf königlichen Befehl zum Druck befördert, 1778, hören lassen<sup>5</sup>

<sup>4</sup> *Niederelbisches historisches - politisches - litterarisches Magazin*, 1787, 2. Bd., S. 182.

<sup>5</sup> *Der Teutsche Merkur*, 1779, 1. Bd., S. 92 - 94, Zitate S. 92 und 93.

—neben Sätzen, die von «Spaniens politische[r] Wiedergeburt» und dem «Wiederaufblühen seines inneren Wohlstandes, das einem aufmerksamen Beobachter jetzt so sehr in die Augen fällt» berichten—, zielen auf den «den Spaniern insgeheim bisher mit Recht vorgeworfenen Müßigganges» und auf die immer wieder in allen Berichten über Spanien betonte «Schädlichkeit des Mönchswesens». Selbst wenn es darum geht, über die nicht gerade glücklich begonnene Kolonisierung der Sierra Morena durch die von Thürriegel angeführten deutschen Kolonnen zu berichten, treten die Meinungen über Land und Leute völlig in den Hintergrund: nur die Kirche und die Inquisition entgehen der Geißelung nicht<sup>6</sup>. So auch in einer kurzen Nachricht, in der über das Verbot, französische Bücher nach Spanien zu importieren und über die Zensur berichtet und das Aufkommen einer Freiheitsära *auch* für Spanien heraufbeschworen wird<sup>7</sup>. Doch daß hier 'welsche' Kompensationsversuche die Feder führen, macht das im gleichen Jahr 1792 an Oberhauptmann von Knigge in Bremen ergangene offizielle Schreiben deutlich<sup>8</sup>.

Unabhängig von sensationslustigen, den Verkauf fördernden 'Geschichten' um die Inquisition tritt deutlich hervor, daß Spanien als eine Art Ablenkungs- und Selbstbestätigungsland zur Verfügung stand. Die inneren Spannungen waren in Deutschland groß genug, um sich über die schon seit zweihundert Jahren in Spanien tätige Inquisition oder den spanischen Katholizismus, der ja für den

<sup>6</sup> Vgl. *Hannoversches Magazin*, 24. Jg., 1786, Sp. 835 - 842, «Deutsche Colonisten in Spanien».

<sup>7</sup> «Nach langen Conferenzen soll endlich eine allgemeine Reform des Kartheuser Ordens (warum nicht lieber aller Orden, die so viele faule Bäume nähren?) beschlossen worden seyn, und man erwartet nächstens eine Bekanntmachung in dieser Rücksicht. - Das Einführen aller neuen französischen Büchern und Schriften, und namentlich auch das Journal physique de Paris, sind durch ein königliches Decret verboten worden; vermutlich um die so nöthige Aufklärung und die Verbreitung des Freyheitsgeistes zu hemmen. Man wird aber gewiß diesen dadurch so wenig aufhalten, als man dem Ausbruche des Sonnenlichts wehren kann, wenn gleich alle *Schirache* in allen Welttheilen dieß zu hindern suchen sollten. Von gedachtem Decrete sind bloß diejenigen französischen Bücher ausgenommen, die von den dazu verordneten königlichen Censoren vorher geprüft worden sind.» *Historisch - Politisches Magazin*, Bd. 11, 1792, S. 200 - 201.

<sup>8</sup> In dem ihm u. a. mitgeteilt wird:

Wir finden für jetzt nöthig, euch auf das im Jahre 1731 erneuerte Edict wegen der Censur der Bücher zu verweisen und befehlen nach dessen Inhalt euch hierdurch namentlich: hinführo, weder in - noch außerhalb Landes, irgend etwas, mithin auch nicht ohne Namen oder unter einem andern Namen, drucken zu lassen, was nicht vorher gehörigen Ortes zur Censur eingereicht worden und selbige passiret ist, bei der in dem Edict ausgedrückten Strafe und nach Befinden weiterer Ahndung.

Wir sind euch zu freundlichen Diensten geneigt.

Zitat nach Kiesel, Helmuth/Münch, Paul: *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert. Voraussetzungen und Entstehung des literarischen Marktes in Deutschland*, Beck, München 1977, S. 105.

nordischen Protestantismus keine Gefahr mehr darstellen konnte, noch aufregen zu müssen. Nicht ein 'Aufklärungsrausch', der als oberflächlicher Erklärungsversuch herangezogen werden könnte, sondern eine Art von kollektiver Bewußtseinsspaltung ermöglicht die Austauschbarkeit zwischen Ankläger und Angeklagtem.

Am 9. 7. 1788 war das Wöllnersche Religionsedikt in Kraft getreten, das einerseits zwar im Vergleich zu der spanischen Kirche als fortschrittlich gelten mußte, da es die Glaubenstoleranz und -freiheit gesetzlich festschrieb, das aber andererseits für Preußen auch einen lutherischen Dogmatismus verankerte. Im *Braunschweigischen Journal*, 1789, 10. Stück, erscheint ein langer Artikel (S. 129-147), der die Frage behandelt: «Sollte das preußische Religionsedikt für die Verbreitung der wahren Aufklärung wirklich so gefährlich seyn als man glaubt?»

In diesem Beitrag wird zuerst der „Landesvater“ in Sicherheit gebracht:

Friedrich Wilhelm will die Tugend, Zufriedenheit und Gemüthsruhe seiner Unterthanen gesichert wissen; will es daher nicht dulden, daß die bisher geglaubten Grundsätze, auf welchen die Tugend, Zufriedenheit und Ruhe viele seiner Unterthanen gegründet war, von der Kanzel bestritten würden! Wer erkennt hierinne nicht die zärtliche Liebe des Landesvaters? (S. 130-131)

Dann werden die Gewissenszwänge und -kämpfe geschildert, die solch ein Edict mit sich bringen muß, vornehmlich für den belehrenden Teil der Nation:

Der dissentierende Lehrer wird dadurch in die Nothwendigkeit gesetzt, entweder sein Amt niederzulegen, oder, welches entsetzlich ist, Meinungen vorzutragen, die er selbst nicht glaubt, und ein großer Theil der Zuhörer wird verwirrt und erbittert. (S. 132)

Schließlich werden eine Anzahl rethorischer Fragen aneinandergereiht, die an die Dispute in England im 16. und 17. Jh. erinnern:

Ists denn etwa ein elender, längst widerlegter Irrthum, daß Gott die Welt regiere? daß der menschliche Geist unsterblich sey, daß man seine Feinde lieben müsse? (S. 140)

Trotz verschiedener Rückfälle in die Huldigungsrethorik —«Mann kann es nicht ohne Rührung lesen, wie sehr der König S. 5 wünscht, daß drei verschiedene christliche Religionspartheien in seinem Lande verträglich und brüderlich bei einander leben sollen...» (S. 141)— scheint sich der anonyme Autor des Artikels tatsächlich über jegliche Orthodoxie —staatliche oder religiöse— hinwegzusetzen, um auf Grundlegendstes hinzuweisen:

Dies waren die Eigenschaften, auf welche unser Herr und Meister, bei Annehmung seiner Schüler, allein Rücksicht nahm. Ohne ihnen ein Glaubensbekenntniß abzusondern, sahe er bloß auf ihren Wahrheitssinn und ihres Herzens Rechtschaffenheit. (S. 144)

Daß hierbei eine Analogie zwischen Gottes Sohn und Friedrich Wilhelm nahegelegt wurde, dürfte als fast selbstverständlich empfunden und daher bewußt gar nicht wahrgenommen worden sein: eine auffallende Divergenz zu einer europäischen, die absolute Königsgewalt verneinenden oder einschränkenden Tradition (Salisbury, Mariana, Milton usw.).

Doch in einem nächsten Schritt klammert der Autor des Artikels sogar den König aus, denn «die Wahrheit ist weit über Fürstlichen Schutz erhaben, sie besteht und verbreitet sich durch ihre eigne Kraft» (S. 145). Es wird aber ganz schnell deutlich, daß hier nicht gegen den Fürsten angeschrieben wird: die sogenannte Orthodoxie solle sich vorsehen, daß der «aufgeklärte Theil der Nation», durch das Religionsedikt herausgefordert, sich daran mache, «die sogenannten Grundsäulen etwas genauer zu untersuchen», denn dann «könnten trübselige Zeiten für die Orthodoxie entstehen, gegen welche auch die Macht des größten Monarchen nichts ausrichten würde» (S. 146-147). Ja, der Autor geht noch weiter, indem er das Evangelium, das «von den Bischöfen durch allerhand schwer zu glaubende Zusätze war verunstaltet und so seine Glaubwürdigkeit und Annehmlichkeit war gemindert worden» (S. 146), als einzig verbindliches Wort hinstellt:

Denn der menschliche Geist ist frei, und behauptet seine Freiheit dann am nachdrücklichsten, wenn er merkt, daß er eingeschränkt werden soll. (S. 147)

Man hat sich —angesichts dieser dezidierten Worte— zu fragen, ob der humanistisch geprägte Freiheitswille in Deutschland endlich Einzug hält oder es sich aber um pietistisch angehauchte Sozialplatzierungskämpfe handelt, in denen es nicht nur am Podest der kirchlichen Autoritäten bröckelt. Denn auch der Philosophenstand zeigt deutliche Anzeichen von Existenzangst —keine unberechtigte Befürchtungen, da nun auch ihre schon an sich sehr schwache gesellschaftliche Rolle angezweifelt wird<sup>9</sup>. Auf die —v. a. intellektuellen— Finten, die geschlagen werden, um geistig-materielle (sozial-)Macht zu bewahren oder zu erlangen, kann hier nicht eingegangen werden, doch war sie natürlich auch schon den Zeitgenossen —wohl mehr als den späteren Studiosi— bewußt<sup>10</sup>.

<sup>9</sup> Vgl. Habermas, Jürgen: *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*, Suhrkamp, F. a. M. 1990/19, S. 194 f.; Gantler, Walter: *Unglückliche Bücher oder die Marginalität des Realen: eine Untersuchung im Vorfeld des deutschen Idealismus*, Turia u. Kant, Wien 1988., S. 32 f.; Bruford, W. H.: *Germany in the Eighteenth Century: The Social Background of the Literary Revival*, University Press, Cambridge 1935. (Deutsch: *Die gesellschaftlichen Grundlagen der Goethezeit*, Verlag Hermann Böhlhaus Nachf., Weimar 1936), S. 250-252; Dörner, Klaus: *Bürger und Irre. Zur Sozialgeschichte und Wissenschaftssoziologie der Psychiatrie*, Europäische Verlagsanstalt, F. a. M. 1969., S. 236 f. (zu Kant).

<sup>10</sup> Noch im Jahr der französischen Revolution wird z. B. unter größter Aufbietung der 'intellektiven' Möglichkeiten der Versuch unternommen, die Gleichung König = Vater aufrechtzuerhalten: im *Braunschweigischen Journal*, 2. Bd., 1789, 7. Stück, S. 257-283, „Eine kleine Logik, oder

Gerade am 18. Juli 1789 schreibt ein gewisser Fischer aus Halberstadt «Auch etwas über die Einmischung des Staats in Erziehungssachen», ein Artikel, der noch im gleichen Jahr im *Braunschweigischen Journal* erscheint (S. 215-227). Hier wird deutlich, welche sozio-politische Tragweite die oben dargestellte Warnung an die Orthodoxie haben könnte:

Meine Absicht ist nichts weniger; als mich in den Streit zu mischen. Es wird hoffentlich hier gehn, wie in tausend anderen Fällen; indeß daß geschrieben wird, was geschrieben werden kann, geschieht, was geschehen soll, und, wo die rechten thätigen Leute an der Spitze sind, geht alles - bemerkt oder unbemerkt - seine gewiesenen Wege fort. (S. 215-216)

Ließe sich das Vorhegehende noch als blanker Zynismus oder als resignierter Abgesang an jegliches Partizipationsstreben interpretieren, wird im Folgenden ganz im Gegenteil ersichtlich, daß es sich hier um eine Naivität handelt, die sich in der größten Unmündigkeit autoritären Strukturen unterwirft, ohne auch nur einen Hauch von Zweifeln zu hegen. Ein tiefer grundlegender Widerspruch, nämlich die Unterbewertung des Ichs und des Dus zugunsten eines Super-Ichs und Super-Dus als Weg zur kollektiven Glückseligkeit wird verinnerlicht und als kollektives Gerüst gesellschaftlich projiziert. Als Ergebnis: ein seeliches und auch physisch-wörtliches Stammeln, das aus der Beklemmnis nicht rauszufinden weiß:

Wenige wissen frühzeitig genug, was sie einmal zu wissen wünschen werden; wenige wissen, wie wohl ihnen selbst seyn würde, wenn sie dies oder jenes mehr oder besser wüßten. Aber andre, die mehr in der Lage sind, das Ganze der menschlichen Angelegenheiten zu übersehen, wissen's; und können, und, weil sie könne, müssen die den Schwächern zu Hilfe kommen. Solche Pflicht fällt unwidersprech-

---

Vernunft=Anwendungs=Lehre, nach dem Französischen des Herrn d'E... sehr frei übersetzt, in einem Brief an eine Dame“, wird die französische Dame belehrt, S. 265-266: „Wollen Sie zum Beispiel nach unsrer Regel beweisen, daß folgender Schluß unrichtig sey, weil er nicht daraus folgt:

Man soll seine Eltern ehren:

Die Könige sind *nicht* unsre Eltern;

Also soll man die Könige nicht ehren.

So bemerken Sie, daß keiner der Vordersätze den Schluß enthält. Zuerst dieser Vordersatz:

Man soll seine Eltern ehren.

Ist ein bejahender Satz, und der Schluß ist *verneinend*. Nun enthält aber das Ja kein Nein. Der andere Satz:

Die Könige sind aber *nicht* unsre Eltern.

faßt wieder nicht den Schluß=Satz in sich. Denn was man seinen Eltern schuldig ist, schließt die Pflicht gegen die Könige nicht aus. Und daraus, daß die Könige nicht unsere Eltern sind, folgt keineswegs, daß man sie nicht ehren müsse. Laßt uns also stets unsre Aufmerksamkeit auf den Schluß richten, und wir werden finden, daß, wenn dieser nicht in den Vordersätzen liegt, er fehlerhaft sey.»

lich auf den Vater Volks; die Ausführung aber, da er doch nicht alles selbst thun kann, auf die, denen dieser Theil des gemeinen Wohls aventrauet ist. (S. 216-217)

Dieser Absatz erhellt auf prägnante Weise, wie fortgeschritten das Abhängigkeitsverhältnis und wie groß der Wunsch und der Wille ist, einen Konsens zu etablieren, der auf eine Einbindung im Staatswesen, d. h. auf einer pragmatischen Objektivierung des Menschlichen im Nützlichkeitsprinzip fußt. Das ist der «unwidersprechliche» Ausgangspunkt, von dem aus ein 'Gedankenaustausch' über das 'Wie' vonstatten gehen soll. Die Menschheit teilt sich hiernach in Wissende und Unwissende, in Lehrende und Lernende; die ersten erfüllen eine Art von säkularisierter Heilsmission — ihre Ziele und Inhalte sind in ihrer weitreichendsten Bedeutung und Wirkung wiederum nur dem Landesvater bekannt—; die zweiten haben sich demütig das fehlende Wissen anzueignen. Somit läßt der deutsche Bürger des 18. Jahrhunderts den Anspruch auf allgemeine(s) Sozialerkenntnis und -verständnis fallen, um sich mit dem ihm zugeteilten Raum, den er als Auszuführender —nicht als Entwerfender— einnimmt, zufrieden zu geben: die pflichtgemäße Ausübung seines Amtes, die jegliche Infragestellung ausklammert, ist Garant des Gemeinwohls, also auch des eigenen Wohles und Wohlstandes, um so mehr als sich neben *Rechten* und *Pflichten* all mählich ein neuer Terminus zum Gemeinvokabular gesellt: *Bedürfnisse*.

Zur Befriedigung der Bedürfnisse sind aber rechtlich-ökonomische Grundsätze vonnöten, die als solche naturgemäß vom negativen Fall —dem Rechtsbruch — auszugehen haben und in dieser Hinsicht das traditionelle Mißtrauen der lutherisch-reformierten Kirchen dem Menschen gegenüber verstärken. Dies steht wiederum in Verbindung mit der rapide fortschreitenden Etablierung eines im 18 Jh. offenen wiederum Marktes, der sich unabhängig vom staatlichen Interventionismus zu entwickeln hat, wofür allgemein verbindliche und nachzuvollziehende Kriterien und Bestimmungen unerlässlich waren. Das sich gegen Ende des Jahrhunderts definitiv durchsetzende, dem Renaissancegedanken z. T. widersprechende Bewußtsein der Unvollkommenheit des Individuums führt nicht —wie in England— zu einem relativistisch-ironisch-humoristischen Denken, das der Gefühlswelt einem breiten Raum gewährt, sondern zu dem Versuch, das Unwägbare durch gesetzlich-rechtliche Durchdringung unter Kontrolle zu bringen: es ist der Mensch, der einer zu erreichenden vollkommenen Gesellschaft im Wege steht.

Die Gesetze sind daher verpflichtende, ordnende Lebensnorm, das Debattieren aber eine Art ästhetische Übung, bei der es nicht darauf ankommt, den Gegner zu überzeugen, sondern Bildung und rethorische Gewandtheit zu beweisen. Die Diskussion und der Gedankenaustausch wird zum Zeitvertreib der Besseren, d. h. der Gebildeteren, so daß Herr Fischer aus Halberstadt aufgeräumt schreiben kann:

Ich kenne den Verfasser der angeführten Aufsätze nicht; [...] ich freue mich sogar, wenn eine Sache von allen möglichen Seiten beleuchtet, und ernstlich

debattiert wird. Die debating societies würden eins von den ersten seyn, was ich in London aufsuchte. Immer mag er also das Gegentheil von dem, was ich glaube, ausführen und vertheidigen, so weit er will; wenn er's gut macht, ich werde ihm meinen Beifall mitzuklatschen. (S. 225)

Dieses 'Dialogkonstrukt' ist Surrogat des Dialogs, veredelte Alternative zur Schwatzhaftigkeit und dem Geplapper, das die strengen lutherischen Kirchenleute und der biedere Bürger verdammen. Die Tugendprinzipien des deutschen Bürgers und auch des deutschen Adels, der sich zunehmend den bürgerlichen gehobenen Schichten anpaßte<sup>11</sup>, waren mit der unbekümmert plaudernden Geselligkeit nicht zu vereinbaren<sup>12</sup>.

Rolf Engelsing hat daher Recht, wenn er auf das gedruckte Wort und auf das 'Literarische' in der Entstehung einer Art von öffentlicher Meinung aufmerksam macht und Unrecht, wenn er darin eine gesellschaftliche gemeinschaftsstiftende Umwälzung sehen will<sup>13</sup>. Die schon bekannte Aporie, die sich aus dem *immer wieder* als einfaches und stets zur Verfügung stehendes Erklärungsmoment des 'Nationalitätsmangels' ergeben muß, insofern es *immer wieder* für allerlei anscheinend in ihrem Ursprung unbewußten und nicht reflektierten (Volks/Massen/Gesellschafts...?-)Handlungen und (?-)Bewegungen erhalten muß, wird bei Engelsing wieder aktualisiert. Das Aufkommen von Publikationen und die parallel sich intensivierende Lektüre als Voraussetzung der Entstehung einer öffentlichen Meinung soll laut Engelsing im 18. Jahrhundert erneut als «Ersatz für den Mangel einer Metropole und einer Einheit von Staat, Glauben, Sprache usw.» dienen<sup>14</sup>, würde also auf jeden Fall Ersatzcharakter haben. Wie soll — muß man sich fragen — auf dieser Grundlage das gedruckte Wort sich zur «sozialisierenden Macht» (Engelsing, S. 152) gestalten? Nur wenn man diese Aussage auf

<sup>11</sup> Vgl. Michelsen, Peter: *Der unruhige Bürger. Studien zu Lessing und zur Literatur des achtzehnten Jahrhunderts*, Königshausen & Neumann Verlag, Würzburg 1990, S. 13 und 15, A. 22.

<sup>12</sup> Die Dialoge im deutschen Roman des 18. Jahrhunderts — fast gleichgültig, welchen man in die Hand nimmt — spiegeln auf ihre Weise — und wohl eher unbeabsichtigt — in ihrer Künstlichkeit dieses Phänomen der Beklommenheit, über die man versucht, sich mittels des 'Schönen' zu retten, wider.

Jürgen Jacobs, in seiner *Prosa der Aufklärung*, Winkler, München 1976, S. 42, gewährt zwar den Autoren der Aufklärung ein „dialogisches Stilprinzip“, hinzuweisen weiß er aber nur auf Werke oder Autoren zweiter und dritter Reihe, nämlich auf Wielands *Peregrinus Probens* (1791), auf A. G. Meißners *Alcibiades* und auf F. T. Hases *Gustav Aldermann*.

<sup>13</sup> «Wie wirkte sich die öffentliche Meinung» - fragt sich Engelsing - «in der Gesellschaft aus, worin bestand die Umwälzung im Einzelnen? Hauptsächlich darin, daß das Aufkommen der Zeitschriften und der schönen Literatur und die Zunahme der Lektüre die altbürgerliche herrschaftliche Gesellschaftsordnung sprengten.» Engelsing, Rolf: *Die literarische Gesellschaft*, in: Drechsel, Ulrike Wiltrud/Gerstenberger, Heide/Marzahn, Christian (Hrsg.): *Schöne Künste und ihr Publikum im 18. und 19. Jahrhundert* (Beiträge zur Sozialgeschichte Bremens, Heft 10), Universität Bremen, Bremen 1987, S. 146-170. (Auch: Engelsing, Rolf: *Der Bürger als Leser. Lesergeschichte in Deutschland 1500 - 1800*, Stuttgart 1974, S. 259-276). Zitat S. 150.

<sup>14</sup> Engelsing, *literarische Gesellschaft*, S. 149.

eine mittelhohe soziale Schicht von bürgerlichen Lesern und, v. a., Leserinnen beschränkt, mag ihr ein gewisser Wahrheitsgehalt anhaften<sup>15</sup>. Es trifft vielmehr zu, daß im 18. Jh. Bildung definitiv zu einem «Wertmesser sozialen Ansehens» (Engelsing, S. 153) wurde und somit bald ein neues Element und Symbol der Scheidung zwischen arm und reich, zwischen gebildet und ungebildet, zwischen dem 'Pöbel', der nichts oder nur 'Triviales' las, und dem nun kultivierten Teil der Gesellschaft darstellte. Es muß daher nicht verwundern, daß schließlich die soziale Revolution zugunsten der ästhetischen Revolution —wenn man überhaupt so weit gehen darf— aufgegeben wurde<sup>16</sup>, eine sicher z. T. forcierte Entscheidung<sup>17</sup>, die sich sozioliterarisch in der Scheidung zwischen 'Höherem' und 'Niedererem' manifestierte und die es mit sich brachte, daß der echten oder vermeintlichen Banalität oft eine 'ausgestopfte' Gelehrsamkeit entgegengestellt wurde<sup>18</sup>.

Die seit dem 16. Jahrhundert immer dringender werdende Versöhnung zwischen den verschiedenen Volksschichten wurde also durch das Aufkommen des neuen Schrifttums und des literarischen Marktes und dem weiterhin sehr unpolitisch gehaltenen 'Bildungskonzept' nicht gefördert, sondern sogar als Möglichkeit nochmals erschwert. Es gab weiterhin nichts Verbindliches,

---

<sup>15</sup> «Der Prozeß der Bildung und Vergrößerung eines Lesepublikums erfaßte nicht alle Schichten der Gesellschaft gleichmäßig, sondern blieb hauptsächlich auf die Schicht des gehobenen Bürgertums beschränkt. Die zahlenmäßig viel stärkeren Unterschichten stellten nur wenige Leser.» Kiesel/Münch, S. 166.

<sup>16</sup> Vgl. Haferkorn, Hans J.: *Zur Entstehung der bürgerlich-literarischen Intelligenz und des Schriftstellers in Deutschland zwischen 1750 und 1800*, [Diss.] aufgenommen in: Lutz, Bernd (Hg.): *Deutsches Bürgertum und literarische Intelligenz 1750-1800*, Metzler Verlag, Stuttgart 1974, S. 113-239, S. 146 ff; Cocalis, Susan L.: *Prophete rechts, Prophete links, Ästhetik in der Mitte. Die amerikanische und die französische Revolution in ihrem Einfluß auf die Romanform der deutschen Klassik und Romantik*, in: Paulsen, Wolfgang (Hg.): *Der deutsche Roman und seine historischen und politischen Bedingungen*, Francke Verlag, Bern und München 1977, S. 73-86.

<sup>17</sup> Lessing schreibt 1769 an Fr. Nicolai: «Sonst sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reduziert sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Man nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie... aber doch einmal einen in Berlin... auftreten, der für die Rechte der Untertanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht: und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist.» Zitat nach Haferkorn, S. 183.

<sup>18</sup> Und hier muß nochmals der berühmte, sehr bildliche und zugleich deutliche Absatz aus Nicolais *Sebaldus Nothanker* zitiert werden: «Dieses gelehrte Völkchen von Lehrern und Lernenden [Leser u. Autoren, Haferkorn], das etwa 20 000 Menschen stark ist, verachtet die übrigen 20 Mill. Menschen, die außer ihnen deutsch reden, so herzlich, daß es sich nicht die Mühe nimmt, für sie zu schreiben; und wenn es zuweilen geschieht, so riecht das Werk gemeinlich dermaßen nach der Lampe, daß niemand es anrühren will. Die 20 Mill. Ungelehrte vergelten den 20 000 Gelehrten Verachtung mit Vergeltung, sie wissen kaum, daß Gelehrte in der Welt sind.» Zitat nach Haferkorn, S. 150.

woraus ein Gefühl von Gemeinschaft hätte entstehen können, und J. G. Zimmermanns *Betrachtungen über die Einsamkeit* (1756, überarbeitete Versionen von 1773 und 1784) und Christian Garves *Über Gesellschaft und Einsamkeit* (1797 und 1800) liefern gelehrtes Zeugnis, der deutsche Roman des 18. Jahrhundert künstlerisches Zeugnis hiervon<sup>19</sup>.

Die *Moralischen Wochenschriften* aber mögen zu einer Stärkung des (nord-)deutschen Bürgertums beigetragen haben, doch die pragmatische affirmative Zielstrebigkeit, der sie sich —marktorientiert— hingaben, vernichtete von vornherein jegliches Bemühen um Verständnis —zwischen Volksschichten und Völkern, zwischen dem Norden und dem Süden—, und trug, letztendlich, zum eigenen schnellen Ende bei.

---

<sup>19</sup> Martin Greiner spricht vom «Leiden an der Individuation»; Greiner, Martin: *Vom Gattungsroman zum Entwicklungsroman. Die Entfaltung und Ausbreitung der Banalität im bürgerlichen Roman des 18. Jhs.*, in: Pütz, Peter (Hg.): *Erforschung der deutschen Aufklärung*, Athenaeum, Königstein/Ts. 1980, S. 218 - 225.

